

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 177.

Dienstag, 31. Juli.

1928.

(7. Fortsetzung.)

### Ein verhängnisvoller Abend.

Roman von Liesbet Dill.

(Nachdruck verboten.)

Charles zögerte, dann sagte er ruhig und fest, indem er Odette ansah: „Natürlich habe ich sie gekannt. Aber, offen gestanden, ich habe sie nicht leiden mögen und bin nie in ihr Haus gegangen.“

„Aber Ihre Frau ging wohl öfters hin?“

„Ja, meine Frau besuchte ihre Tante zuweilen.“

„Was war Ihnen über die Verhältnisse der alten Dame bekannt?“

„Ich wußte, daß sie Vermögen hat, man hielt sie sogar für reich, aber ich hielt diese Gerüchte für übertrieben. Meine Frau sagte immer, es sei da ganz wenig zu hoffen. Die alte Dame hatte ja ihr Vermögen einem Hundespyl vermacht. Auf solche Damen ist nicht zu rechnen. Ich bin kein Erbschleicher und meine Frau noch weniger. Sie ist manchmal zu ihr gegangen, weil sie ihr leid tat.“

„Wußten Sie, daß Ihre Frau an diesem Abend zu ihrer Tante gehen wollte?“

„Nein, ich wußte überhaupt nicht, daß meine Frau noch ausging. Ich fuhr zur Jagd und hatte ein unruhiges Gefühl, weil das Gewitter in der Luft lag.“

„Weshalb waren Sie da unruhig?“

„Ich dachte an das alte morsche Haus. Wir haben keinen Blikableiter.“

„Über die Vermögenslage der alten Dame war Ihnen also nichts bekannt?“

„Nein, nichts als das, was ich sagte. Ich wußte weder, wovon sie lebte, noch wie ihr Vermögen angelegt war. Es hat mich gar nicht interessiert.“

„Und das Testament?“

„Darum habe ich mich nie gekümmert. Sie machte jede Weihnachten ein neues. Ich hielt sie für verrückt.“

„Nun, das wird sich feststellen lassen. Der Schreiber ist versiegelt. Das weitere wird die Kommission feststellen. Ich muß nun bitten, sich mit mir hinzubemühen.“ Der Richter erhob sich.

„Wen? Mich?“ fuhr Charles auf.

„Nein, Ihre Frau.“

„Meine Frau muß mit?“ Charles breitete wie schützend seine Arme um den schlanken, wie im Fieber bebenden Körper der jungen Frau, die ihren Kopf an seiner Schulter verbarg. „Ich kann das nicht, Charles, ich kann sie nicht sehen!“

„Es tut mir leid, Madame, aber sie müssen dabei sein. Sie sind die wichtigste Zeugin dieser Sache.“

„Aber Sie sehen doch, Herr Richter, wie meine Frau aussieht!“ rief Charles. „Sie erträgt das einfach nicht. Sie wird einen Nervenschock davon haben, sie hat noch nie eine Tote gesehen.“

In diesem Augenblick riß Artemis die Tür auf. Ein Ruchenduft von Braten und Zwiebeln strömte in das enge Zimmer.

Herr Charles, die alte Frau . . . ich glaube, es geht zu Ende mit ihr.“

Charles wandte sich um. „Um Gottes willen, meine Mutter.“ Und er eilte hinaus.

Der Richter reichte Odette die Hand. „Es tut mir leid, Madame. Wir wollen das Verhör abbrechen. Ich komme morgen früh noch einmal her.“

Die beiden Herren legten ihre Aktenhefte zusammen und verließen das Haus.

Nur der Gendarm blieb da. Die Hände auf dem Rücken, marschierte er vor dem „Lion d'or“ auf und ab und trieb die neugierigen Kinder auseinander, die sich an dem Tor versammelt hatten. „Hier gibt's gar nichts zu glozen“, herrschte er sie an. Schert euch fort. Marsch, und etwas plötzlich.“

Sie stoben auseinander, sammelten sich wieder und blieben auf der nächsten Hofmauer hängen, wie ein hungriger Fliegenschwarm, der Beute wittert.

Die alte Dame lag still und weiß in ihren Kissen, sie atmete mühsam und schwer.

„Charles“, sagte sie, ohne die Augen zu öffnen, und sie umfaßte seine große Hand. „Nun heißt es Abschied nehmen. Meine nicht, mein guter Junge — einmal müssen wir alle gehen — laß mich, ich muß sprechen — ich weiß, es dauert nicht mehr lange. — Gestern Abend habe ich dir so viel sagen wollen — jetzt ist alles fortgewischt — ich weiß es nicht mehr. — Es war etwas, ach so, mit der Hypothek — gib sie ihm nur. Dupon braucht Geld, und da ist es gut angelegt — ich will's — wir waren immer gute Freunde — sein Vater und dein Vater — und seine Mutter und ich. — Und du und René, ihr seid zusammen aufgewachsen, er ist dein Freund. Gib ihm das Geld — dann hast du keine Sorgen damit. Das Haus als Pfand — die Verhältnisse heute — sind — so unsicher — man kann keinem Menschen mehr trauen. — Solide Geschäfte machen Bankrott — und die Schurken kommen hoch.“

Sie hustete und rang nach Luft.

„Mein guter Junge.“

Charles war wortlos neben ihrem Bett niederkniet, übermannt von dem Ernst der Stunde. Er verbarg sein Gesicht in ihren Händen. Die gute Mutter . . . Sie ging. Ein Mensch verließ ihn, der ihn lieb gehabt. Er fühlte, wie sich etwas in ihm losriß: die Mutter von ihrem Kinde.

Die Tränen rannen ihm über das Gesicht. Es erwürgte ihn fast. Drunten die Kommission, seine Odette, die weinend am Fußende stand, und dieser Prozeß, der über seinem Hause hing.

„Ja, Charles“, fuhr die alte Dame fort. „Ich habe es geahnt — es lag gestern den ganzen Tag etwas auf mir, so schwer wie ein Stein, auf meiner Brust — es war eine böse Nacht. Wenn die Kinder einmal groß sind und ihr das Geschäft nicht mehr haben wollt, dann solltest du das Duponsche Grundstück kaufen. Das Haus ist schön eingerichtet und etwas für Odette.“

„Nein, Mama, nein, nicht in das Haus! Ich bleibe hier“, rief Odette, und sie beugte sich weinend über die Hände der alten Frau.

Diese schlug die Augen auf. Ein ungläubiges Lächeln überzog ihr weißes Gesicht, das aussah, als habe es keinen Tropfen Blut mehr.

„Du? Ach, Odette . . .“

„Ja, ich, Mama. Ich verspreche dir, es soll anders“



werden. Ich werde für das Haus sorgen, wie du. Aber ich will nicht in das Duponsche Haus."

"Du wirst es dir überlegen", sagte die alte Dame mit müder, leiser Stimme, die wie erloschen klang. "Später, es hat ja noch Zeit — sichert es euch, für die Jungen. Wo sind die Kinder?"

"Sie sind in der Schule, Mama. Aber Sie werden bald kommen."

"Ich verspreche dir, Mama", sagte Charles, indem er ihre Hand küßte, "daß ich Dupon das Geld gebe!" Es klang feierlich, wie ein Schwur.

"Ja, du bist mein guter Sohn". Sie sah ihn noch einmal lange an, als ob sie sich sein Gesicht einprägen wollte, dann legte sie sich still zurück, schloß die Augen und verstummte.

Ihre Hände lösten sich. Sie zuckten unruhig auf der Bettdecke, als ob sie etwas suchten. Ihr Gesicht veränderte sich. Odette sah es zuerst.

"Sieh doch, Charles!"

Sie starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an, ohne ihn zu kennen.

"Mutter!" schrie er auf.

Aber es war geschehen. Das schwer arbeitende Herz stand still.

Frau Gontard lag in den Kissen, friedlich, mit einem guten glücklichen Ausdruck eines Menschen im Gesicht, der sein Werk vollendet hat und sein Erbe in guten Händen zurückläßt.

"Also auf dieser Veranda wollen Sie an dem Abend gegessen haben? Bitte, zeigen Sie einmal, wie und wo?"

Der Richter stand neben dem Staatsanwalt auf der staubigen zementierten Veranda, von der man die Landstraße überblickte und deren Dach von dem schweren, tief herabhängenden Gerank wilden Weins bedeckt war.

Odette war in Trauerkleidung. Es war am Morgen vor dem Begräbnis ihrer Schwiegermutter. Sie rückte den einen Rohrstuhl in die Ecke, schob den anderen neben die Tür.

"So ungefähr haben wir gegessen an dem Abend".

Draußen vor dem Zaun stand der Gendarm mit dem jüngeren Richter. Sie riefen aus der Ferne, den Kopf schüttelnd: "Man kann nichts sehen".

Es wurde festgestellt, daß man allerdings durch das Weingerank von der Landstraße aus nicht sehen konnte, ob jemand hier oben saß oder nicht.

Als Odette in das große Zimmer gebracht wurde, in dem die weißen Rouleaus herabgelassen waren, und sie das Bett erblickte, worin die Tote lag, bedeckt von einem weißen Tuch, begann sie zu zittern und blieb auf der Schwelle stehen. Jemand stützte sie. Man führte sie langsam näher. Jemand zog das weiße Bettuch fort, und sie sah etwas Schreckliches: das bekannte, aber ganz entstellte Gesicht der alten Frau, deren Hals blaue Spuren trug, mit verzerrtem Ausdruck und weitgeöffneten großen Augen, die sie anschauten, als wollten sie etwas fragen.

Sie verbarg schauernd ihr Gesicht in den Händen. Dieses Zimmer mit der stillen toten Frau war so unheimlich und dieser Anblick so furchtbar, daß sie alles kaum in Verbindung bringen konnte mit den Stunden, die sie oft hier oben bei der alten Frau verbracht hatte.

Jemand schob ihr einen Stuhl hin und die Betnehmung begann. Der Arbeiter wurde ihr gegenübergestellt. Es war ein trunksüchtiger Schreiner, den sie noch nie gesehen hatte. Er machte auf sie einen schlechten Eindruck. Etwas Unsicheres lag in seiner Haltung und seinem Ton, mit dem er aussagte. Er war an dem Abend zufällig gegen zehn Uhr an dem Hause vorbeigekommen, hatte kein Licht und niemand auf der Veranda gesehen, und er bestritt — trotzdem nun festgestellt war durch die beiden Zeugen, daß der wilde Wein die dahinterstehenden Personen völlig verbarg —, daß jemand auf der Veranda gegessen haben konnte. Er hätte ihn sonst sehen müssen. "Außerdem regnete es schon stark. Da wird sich doch niemand in den Wind hinaussetzen", sagte der Mann und sah nach Odette hinüber, die bleich in ihrem Sessel saß. (Fortf. folgt.)

## Ein „heißes“ Bad.

Von E. Van D'Elzen.

Reverend Wheeler saß in der Badewanne. Es war eigentlich gar keine richtige Badewanne, sondern nur eine faßartige, hölzerne Bütte. Auch befand sich diese nicht beschieden, wie es einer Badewanne ziemt, in einem kleinen Zimmer, sondern stand ganz offen und ohne Scham in der Mitte eines kleinen Hofes. Woraus man ja nicht schließen soll, daß dem Reverend Wheeler das Schamgefühl abging, war er doch wohlbestallter amerikanischer Missionar in einem kleinen Städtchen Japans, wo es allgemein üblich ist, so zu baden.

Erst vor ein paar Tagen in seinem neuen Wirkungskreis eingetroffen, hatte er noch nicht Zeit gefunden, sich, wie es einem Gentleman und Missionar ziemt, einzurichten. Darum also saß er, ländlich, sittlich, ganz ungeniert in der Bütte im Hof, dessen Mauer ihn vor etwaigen Blicken der Nachbarschaft schützte.

Das Rohr, das durch die Badewanne lief und seine Hitze von einem Holzstoßfeuer bezog, tat seine Schuldigkeit. Allmählich wurde das Wasser wärmer. Reverend Wheeler plätscherte behaglich. Eigentlich war es doch ganz schön in diesem fremden Lande. Die Leute waren freundlich, wenn auch sehr in ihren alten Sitten und Anschauungen verwurzelt. Besonders freute es ihn, daß er so gute Bedienung gefunden hatte. Kuramatsu, Koch und Boy zugleich, sprach ein ganz angängiges englisch, was Reverend Wheeler sehr gelegen kam, da sein Japanisch noch höchst mangelhaft war. Soeben besorgte er die Einkäufe für das Mittagmahl. Mitsumoto, der Kuli, war aber da, man hörte ihn in der Küche mit dem Geschirr hantieren. Er kam direkt vom Lande, hatte erst gestern seinen Dienst angetreten und konnte kein Wort englisch.

Das Wasser war jetzt schon ziemlich heiß geworden. Reverend Wheeler sah auf das Thermometer. Es zeigte 40 Grad. Er hatte schon viel von den heißen, gesundheitsfördernden Bädern der Japaner gehört und wollte darum bis zu 45 Grad aushalten. Die Japaner zwar bringen es bis zu 52 Grad. Er aber wollte vorläufig mit weniger zufrieden sein. Plötzlich hörte er Mitsumotos Stimme und gleich darauf jemand, der ihm antwortete. Jedenfalls war Kuramatsu schon zurückgekommen.

Das Thermometer zeigte jetzt 43 Grad. Reverend Wheeler schmitzte. Noch zwei Grad, dann sollte es für heute genug sein. Wunderbare Leute, diese Japaner, dachte er. Höflich in den schwierigsten und gebulderprobensten Momenten. Und welch eine wunderbare Ruhe und Selbstbeherrschung, man konnte wirklich von ihnen lernen.

Doch, was war das? Er hörte leises Sprechen im Hof. Sich halb umdrehend, sah er Mitsumoto vor der Küchentür stehen. Jetzt winkte dieser und — kaum wollte Reverend Wheeler seinen Augen trauen, zwei junge Japanerinnen traten in den Hof. Dreimal sich tief verbeugend, die Hände auf die Knie gestützt, laut die Luft zwischen den Zähnen einziehend, begrüßten ihn die zwei Damen. Reverend Wheeler duckte sich tiefer in die Bütte. Was sollte das heißen? Sein Gehirn arbeitete fieberhaft an den wenigen japanischen Brocken, die es beherrschte, um das Wort „Kaus“ zu finden. War es nun die Hitze des Bades oder der ihn noch heißer überfliehende Ärger — kein einziges Wort fiel ihm ein.

Er sah auf das Thermometer. 45 Grad! Sich wieder aufrichtend, bemerkte er, daß die Drei noch immer vor der Küche standen und ihre Blicke auf ihn richteten. Mit erhobenem Arm deutete er auf das Haus, gleichzeitig durch eine fortsetzende Bewegung andeutend, daß der Besuch höchst unerwünscht sei. Zu seinem Entsetzen bewirkte er damit gerade das Gegenteil, wukte er ja nicht, daß in Japan eine derartige Bewegung einer Einladung zum Näbertreten gleichkommt. Die zwei Japanerinnen trippelten auf ihn zu. Fünf Schritte von der Bütte entfernt machten sie Halt. Wieder ein Verbeugen und Einziehen der Luft. Dann waren ihre Augen voll Interesse auf den blonden Ausländer in der Bütte gerichtet.

Reverend Wheeler sah zwar nicht auf glühenden Kohlen, doch in immer heißer werdendem Wasser. Das Thermometer zeigte 49 Grad!! Sein Gesicht triefte. Sein Herz pochte zum Zerplatzen. Seine Haut schien sich vom Fleisch zu lösen.

Get out of here! Er versuchte es mit englisch. Ohne Erfolg. Die zwei Japanerinnen schienen es für eine Einladung zu halten, noch näher zu treten, und lächelnd hold.

52 Grad!!! Reverend Wheelers überhitztes Gehirn arbeitete nur noch mühsam. Könnte er doch ein paar englische Kraftausdrücke anwenden, vielleicht hätten diese das gewünschte Resultat.

53 Grad!!!! Jetzt ging es zu Ende. Entweder ein ge-  
lochter Missionar oder Flucht in dem Gewande, in welchem er zur Welt kam.



Krebstort entpang er der Wutte. Dreimal, die Luft zwischen den Zähnen einziehend, verbeugten sich die Japanerinnen. Keusch die Hände vor den Leib haltend, stürzte Reverend Wheeler ins Haus. Erstaunt und beleidigt über die Unhöflichkeit des Amerikaners sahen ihm die Japanerinnen nach. Erst später erfuhren sie, daß es in den Ländern der Weissen nicht üblich ist, Besuche im Bad zu empfangen.

## Die alte Münze.

Humoreske von Alfred Manns.

Lüde Kortendarm war mähmutig aufgestanden, hatte ein Viertel Schwarzbrot mit viel Butter, aber wenig Appetit verzehrt und ging nun in den Stall, um anzuspinnen. Heute sollte Mist gefahren werden.

Vor dem Pferdestall, in dem sich nur noch die alte dicke Lotte befand, blieb Lüde gedanken- und sorgenvoll stehen, legte beide Arme auf die Brüstung und begann auf das Hinterteil des Rosses einzusprechen.

„Lotte, man will uns an den Hals; mir Klas Brummelbod mit den Hypotheken und dir der Schlachter Lepp Sauerbust mit dem Messer. Ich seh' dir das von hinten an; du bist da auch nicht mit einverstanden. Mit uns ist das aus. Auch mit mir und Brummelbods Gretje, und das ist das Schlimmste, denn wir beide lieben uns. Nach dich so'n kümmerliches Gesicht, Lotte — ach so, das is ja noch immer dein Hinterteil, was mich anguckt.“

„Hi, hi, hi —“ tönt es in diesem Augenblick.

In der Diele stand die verhüllte Gestalt des Dorfarmen Jan Stippenpul. Er war in der Jugend einmal heftig auf den Kopf gefallen und lebte nun von drei spezialisierten Anstaltskassen. Sie stellten den verstorbenen Regus von Abessinien, Cleo de Merode und einen sich laufenden Affen dar. Vor der unergründlichen Schmierigkeit dieser Karten hatten die Bauern sogar beim Mistfahren Angst, und sie spendeten eifrig einen halben oder ganzen Groschen, sobald der Greis Stippenpul die graphischen Kunstwerke zückte.

„Hi, hi, hi, Lüde, hast nicht einen halben Groschen für mich? Oder willst du meine Postkarten sehen?“

Lüde Kortendarm kam auf einmal ein Gedanke voll ähender Selbstverpottung.

„Bleib mir drei Schritte vom Leibe. Ich will dir was geben, was mächtig Feines. Ich bin nämlich reich geworden, hab' einen ganzen großen Pott mit Goldgeld gefunden. Da sollst ein Stück von abhaben.“

Jan Stippenpul machte den Versuch, durch seinen gewaltigen Mund das Gesicht unterhalb der Nase zu spalten.

Lüde Kortendarm, der sich in seine Stube begeben hatte, erschien nun wieder. Er murmelte vor sich hin. „Bevor, daß es Heini Gutgesell, der Gerichtsvollzieher, kriegt, kann es Jan verkaufen. Am liebsten tät ich das selbst, aber dann wäre das Pfandverschleppung.“

Viermit reichte Lüde dem Dorfarmen eine große Goldmünze, Jan klappete sofort seine Gesichtsfaltungen wieder zu und sagte ab, nichts wie hin zum Krüger Trötenschrupp. Dort schmiß Jan die Münze auf den Tisch. „Hi, hi, hi, Jan kriegt Schuld —“ einen Augenblick besann er sich auf die höchste Zahl, die ihm geläufig war; endlich erinnerte er sich. „Sieben Buddeln —“

Der Krüger nahm die Münze und stierte verblüfft Stippenpul an.

„Wie kömst dabei?“

„Ganzen Pott voll — Lüde Kortendarm geschenkt — isch!“

Im Gastraume befand sich Klas Brummelbod. Der trat Karl interessiert hinzu, schüttelte den Kopf und legte die Finger ans Kinn. „Einen ganzen Pott voll?“

Sagt er, hi, hi, hi. „Kriega' ich nun den Schuld?“

Trötenschrupp griff nach der Flasche und füllte Jan erst einmal ein halbes Wasserglas voll Schnaps. „Hier, da schuld mal erst hinter; ich geh' jetzt mit dem Geldstück zum neuen Lehrer, ob der das kennt.“

Herr Plünnecke, der Lehrer, war zu Hause. Er besah die Münze von allen Seiten. Sie hatte vorn einen Kopf und da rund herum fremdartige Zeichen, auf der Rückseite befand sich ein rätselhaftes Ding, das wie ein Fell oder der obere Teil eines Rosses aussah.

Aufmerksam prüfte Herr Plünnecke. „So muß es sein: Offenbar ist dieses selten gut erhaltene Stück eine byzantinische Münze, und die Schriftzeichen stellen ein Mittelstück dar zwischen Alt- und Neugriechisch. Der Kopf aber dürfte der eines oströmischen Kaisers, wahrscheinlich Justinians sein. Die eigenartige Figur auf der Rückseite möchte ich als goldenes Blech ansprechen, das ja zu allen Zeiten so eine Art Wahrzeichen Griechenlands gewesen ist.“

„Hat denn dies Brott hier einmal auf Kortendarms Bot gehäuft, Herr Plünnecke?“

„Rein, aber ich glaube, daß es sich um germanisches Beutegut handelt.“

„Herr Plünnecke, was ich davon verstehe, ist das auch meine Meinung.“

„Um, um welchen Preis würde der unglückliche Greis diese Münze hergeben?“

„Um sieben Buddeln Schnaps.“

„Das gefällt mir nicht,“ antwortete der Lehrer.

„Geben Sie das Goldstück wieder her, Herr Lehrer,“ entgegnete der Krüger beleidigt. „Schnaps und so, das is mein tägliches Brot. Und Jan Stippenpul is alt genug. Und ich danke. Auf Wiedersehen.“

Aber Trötenschrupp erlebte eine Enttäuschung. Jan hatte nämlich inzwischen beschlossen, irgendwie herauszubringen, was mehr als sieben sei.

Er riß die Münze wieder an sich und war keiner gültigen Zurede zugänglich.

„Hi, hi, hi, ne, nicht sieben, nicht sieben.“

Es begann nun eine Art Versteigerung des unverkäuflichen Objekts, denn Klas Brummelbod bot immer noch eine Flasche mehr als der Wirt.

Bei fünfundzwanzig Flaschen erklärte sich Klas breit, noch ein Ziegenlamm drauf zu geben und dann Trötenschrupp außerdem ein paar Hühner.

Die Fülle der Eindrücke benahm Jan vollkommen die Übersicht, er trank schnell das frisch gefüllte Glas aus, fraßte seine Finger um die Münze und eilte davon.

Klas Brummelbod aber wurde sehr nachdenklich, er beschloß die Hypothekenkündigung zurückzunehmen und sich die Sache mit Gretje noch einmal zu überlegen.

Ersteres führte er gleich am nächsten Tage aus, als er sah, wie Plünnecke mit Herrn Bitterlich, einem reichen kunstsinigen Städter, der sich in der Gemeinde angebaut hatte, den Hof Lüde Kortendarms betrat.

Als die beiden Herren eintraten und Lüde bat, er möge ihnen den Pott doch einmal zeigen, machte der ein ungeheuer verblüfftes Gesicht.

„Ich weiß nicht, was Sie mit meinem Pott wollen, aber so einen hab' ich nicht, brauch ich auch nicht.“

„Wir meinen den mit dem Goldfunde.“

„Ja, das möchten Sie wohl, aber das kann ich nicht, gewiß und wahrhaftig.“

„Um!“ machte Herr Bitterlich, den die Sammelleidenschaft erfaßte. „Ich will Sie ja nicht übervorteilen, nur sehen. Aber ich will Ihnen meinen guten Willen zeigen. Ich weiß, Sie haben Schwierigkeiten. Sie sollen Ihren Schatz nicht verschleudern aus Not. Ich biete mich freiwillig an, Ihre Hypotheken zu übernehmen.“

Da erscholl der gewaltige Haß Klas Brummelbods von der Tür her. „Nichts da, das ist nicht nötig, ein anständiger Mensch wie Lüde, den lassen seine Freunde a. d. in Stich. Ich hab' die Kündigung gar nicht so schlimm gemeint und nehme sie zurück.“

Da wuchs dem langsam verstehenden Lüde mit einem Male der Mut. „Wenn ich denn so einen fixen Kerl bin, warum willst du mir denn die Gretje nicht geben?“

„Will ich wohl.“

„O, Klas Brummelbod, das mußt du mir schriftlich geben.“

Und wahrhaftig, Klas tat es, dann aber raffte er sich auf. „Nu aber raus mit dem Pott.“

„Da is gar kein Pott, das habe ich auch man so in meine Hut zu Jan Stippenpul gesagt.“

Alle standen verblüfft.

„Aber ich habe doch das Stück selbst gesehen.“

„Ach, das meinen Sie, das vergoldete Ding mit der Perle hinten drauf. Das hab' ich in Rußland in einem Friseurladen gefunden. Unser Einjähriger, der russisch kannte, sagte, das wäre eine Medaille von der Haarkunstausstellung in Moskau von vor dem Krieg.“

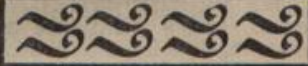
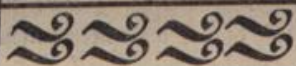
Lüde heiratete Gretje. Die Münze hält Jan Stippenpul auch heute noch versteckt, da er bislang nicht herausbrachte, was mehr ist als sieben.

## ○○○ Scherz und Spott ○○○

Bedenklich. „Nun, Egon, hat sich dein reicher Onkel gefreut, als du ihn besuchtest?“ „Er war so fürchtbar nett, daß ich fürchte, er hat sein ganzes Geld verloren.“

Ein Fortschritt. „Haben Sie denn etwas erreicht unter den Menschenfressern“, fragte die neugierige alte Dame die Missionarin, die eben aus dem dunkelsten Afrika zurückgekehrt war. „Oh ja“, erwiderte diese stolz. „Wir haben ihnen beigebracht, mit Messer und Gabel zu essen.“





## Erziehung zur Ordnung.

Ordnung muß frühzeitig gelernt werden.

Von Liselotte Hennoch.

Der Kampf um den Platz ist bei unseren beschränkten Wohnungsverhältnissen wirklich hart geworden. Wieviele Familien müssen infolge der herrschenden Wohnungsnot ihr Bett mit einem Partner teilen. Diese Zwangslage kann geradezu graufige Folgen haben, wenn eine Partei sich an Ordnung nicht gewöhnen kann und will. Vergebliches Suchen, nervöse Stimmungen bleiben erspart, wenn in diesem Zusammenleben die Ordnung regieren wollte. — In späteren Jahren kann man sich, wenn man es nicht beizzeiten gelernt hat, an eine systematische Ordnung nur schwer gewöhnen. Darum wäre es angebracht, wenn dem Kinde schon im frühen Alter der Sinn der Ordnung aufgehen würde. Jedes Kind neigt nämlich zu einer gewissen Unordentlichkeit, die mit der Vergeßlichkeit stets verbunden ist. Pedanterie ist nicht nötig, obgleich es besser ist, ein wenig pedantisch, als vollkommen grobsäugig in dieser Hinsicht zu sein. — Es ist gar nicht so schwer, dem Kinde Ordnungsliebe beizubringen. Zuerst muß es angewiesen werden, jeder Sache einen bestimmten Platz zu geben und diesen Platz unter allen Umständen, selbst im Falle großer Eile für diesen Gegenstand zu reservieren. Zum Beispiel sollten Schreibfedern, Briefpapier, Unterhaltungsbücher usw. stets an einer vorgeschriebenen Stelle liegen. Nirgendwo anders darf das Kind die Sachen suchen als an dem Platz, den es selbst oder den die Mutter dafür auserkoren hat. Es ist bestimmt auch gut, wenn man das Kind beizzeiten daran gewöhnt, über die Gegenstände des praktischen Lebens selbst zu wachen und die Einteilung vorzunehmen. Das Kind bekommt in diesem Falle für seinen Besitz ein anderes Zugehörigkeitsgefühl, es wird achtsamer und sorgfamer, weil es nur sich selbst verantwortlich machen kann. Die Art und Weise, wie die Sachen aufbewahrt werden, wird das Kind von der Mutter lernen müssen. Es sind oft nur kleine Handgriffe, die für das schöne und ordentliche Aussehen maßgebend sind. Wenn das Kind müde ist, neigt es dazu, die Dinge gehen und stehen zu lassen, wie sie eben sind. Es zerzt die Sachen von seinem Körper, läßt sie womöglich auf der Erde liegen oder wirft sie zusammengeknüllt auf einen Stuhl. Falsches Mitleid, wenn die Mutter oder die mit der Erziehung betraute Person dem Kinde diese Vernachlässigung durchgehen läßt, mit der Motivierung, daß das Kind müde sei, und den Sinn für die Ordnung nicht mehr aufbringe. Viel richtiger wäre es, wenn dem Kinde ein Abscheu vor einem solchen Anblick beigebracht würde. Es ist nämlich niemals zu früh, in dieser Hinsicht auf das Kind zu wirken. Auch die Tatsache, daß die Sachen, die unordentlich hingeworfen werden, unter der Behandlung leiden, muß dem Kinde sobald wie möglich aufgehen. Die Reinlichkeit ist von dem Gedanken der Ordentlichkeit nicht zu trennen, und die Mutter müsse mit aller Energie darauf achten, daß sich ihr Kind an die Reinlichkeit gewöhnt. Wenn es aus der Schule kommt, wache es sich die Hände. Das soll dem Kinde auf dem Wege der Vernunft klargemacht werden. Es ist nicht appetitlich, wenn es mit den Händen Brot usw. berührt, die noch von der Schule und von dem Heimweg her ungewaschen sind. — Zur Ordnung gehören auch Kleinigkeiten, die auf die Erziehungsfähigkeit der Eltern schließen lassen. Was macht es für einen schlechten Eindruck, wenn das Kind seine Spielsachen herumliegen läßt, sobald es mit dem Spielen aufgehört hat. Wenn es den Stuhl, auf dem es gesessen, mitten im Zimmer stehen läßt, und wenn Decken, Tassen, Gebrauchsgegenstände des Kindes überall sind, nur nicht da, wo sie hingehören. Unordnung mit Suchen, Nichtfinden, mit hastigen Fragen, die ohne Antwort bleiben, ist nervenzerrütend und seitraubend. Erst, wenn man einmal den Segen der Ordnung überzeugt empfunden hat, wenn man weiß, wieviele trübe Minuten man sich erspart, erst dann wird man zu der Ordnung das richtige Verhältnis finden. Künstler und andere geniale Leute meinen, daß Unordnung zu ihrem Beruf und Dasein gehöre. Sie nehmen alle Unbequemlichkeiten, die damit zusammenhängen, lächelnd in den Kauf, einfach, weil sie sich noch nie vergewissert haben, wieviel Zeit und Nerven die Ordnung erspart.

## 10 Gebote für die Hausfrau.

Von Dr. Martha Bode.

1. Arbeite planmäßig, ohne Überanstrengung, unterbrich keine angefangene Arbeit, sondern vollende sie erst.
2. Unterrichte dich über alle neuzeitlichen Hilfsmittel zur Erleichterung deiner Arbeit und wende sie an.
3. Entferne allen unnützen Zierat und alle Staubfänger sowie alles nicht mehr Gebrauchsfähige.
4. Laß keine Unordnung aufkommen und bringe alles nach Gebrauch gleich wieder an seinem richtigen Platz unter. Halte auch deine Familienangehörigen ruhig und freundlich dazu an.
5. Vermeide jede überflüssige Arbeit. Pietät besteht nicht im Aufheben unnützer Sachen.
6. Verbringe deine Zeit nicht mit unnötigen Einkäufen und nichtigen Unterhaltungen mit gleichgültigen Bekannten. Behalte aber Zeit für einfache und erfreuende Geselligkeit.
7. Laß weder schmutzige noch schadhafte Kleidungsstücke und Wäsche sich anhäufen, um so schwerer gestalten sich sonst Reinigung und Instandhaltung und um so kürzere Zeit halten die Sachen.
8. Sei in jeder Hinsicht auf Sparsamkeit bedacht. Kaufe nur gegen bar.
9. Vermeide aber jede falsche Sparsamkeit. Achte insbesondere auf alles, was deiner und der Gesundheit deiner Familie dient. Jede Unterlassung rächt sich hier durch Krankheit und besonders hohe Ausgaben.
10. Vergiß über all deiner Arbeit nicht dich selbst. Der Weg zur Bösle ist bekanntlich mit guten Vorsätzen gepflastert; wenn die Straße aber zum Erfolge führen soll, muß man nach dem, was man sich vorgenommen hat, auch handeln.

## Was sollen unsere Kinder lesen?

Es kann den Müttern nicht oft genug zugerufen werden: Achtet darauf, was Euere Kinder lesen! Man denkt immer noch nicht genug daran, welches Unheil durch ungeeignete Lektüre in jungen Gemütern angerichtet wird.

Immer noch vergrößert sich die Zahl der jugendlichen Verbrecher — immer wieder hören oder lesen wir von jugendlichen, die mit den Strafgesetzen in Konflikt kamen. Sicher sind in vielen Fällen die Lebensumstände, unter denen sie aufwuchsen, Schuld daran — der Vater und meist auch die Mutter mußten berufstätig sein, um den Lebensunterhalt zu erwerben. Die Kinder waren sich selbst überlassen und gerieten auf Abwege — und später konnten die erzieherischen Verhältnisse in der Entwicklungszeit nicht mehr nachgeholt werden. Ebenso häufig aber ist auch die Schundliteratur an der Verrohung und Verwahrlosung unserer Jugend schuld.

Seitdem die Justiz die psychologischen Gründe einer Straftat aufzudecken bemüht ist, trifft sie immer wieder auf solche Fälle: Verkehrte Lektüre hat Anlagen und Reigungen geweckt, die ohne diese vielleicht nie oder viel weniger zur Entfaltung gekommen wären. Es ist gar nicht immer gesagt, daß es gerade blutrünstige Schilderungen und Verbrechen und Abenteuer sein müssen, die Verwirrung in den Köpfen, noch nicht urteilsfähigen Köpfen stiften. Ebenso gefährlich ist eine gewisse süßlich-verlogene Kitschliteratur, die den jungen Menschen falsche Ideen über Welt und Leben beibringt und sie wirklichkeitsfremd statt lebensstüchtig macht.

Gibt Eueren Kindern sachliche, natürliche, ehrliche Schriften in die Hand! Lehrt sie, Eitles von Unechtem unterscheiden und Kunst von Kitsch. Schult ihren Geschmack! Dazu gehört aber zu allererst, daß Ihr selber die Bücher gelesen habt, die Ihr ihnen in die Hand gebt, und daß Ihr Euch selber ein richtiges Urteil bildet über Wert und Unwert in der Literatur.

Endlich auch ist es verfehlt, die Frage der Lektüre durch Befehl und Verbot regeln zu wollen. Das wird stets mit einem Mißgelingen enden. Erzieht Eure Kinder auch hier im rechten Geiste, zur guten Selbstständigkeit und zum freiwilligen Gehorsam — und Ihr werdet sie vor den Gefahren seelenvergiftender Lektüre hüten können. Mutter Guste L.